

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Michael Rutschky

Erfahrungshunger

Ein Essay über die siebziger Jahre

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

Inhalt

Die allgemeinen Begriffe

Rückblick auf die Utopie	15
Stücke zu einem Panorama der Desorientierung	43
<i>Gerhards Theorie</i>	49
Frankfurt, das Unbehagen in der Kultur.	71

Der Schrecken und der Schmerz

Körper und Schrift	101
<i>Eugens Interview</i>	113
Die Autoren einer anderen Geschichte	133
Stücke zu einer Theorie des hermeneutischen Raubbaus	163

Rekonstruktionsversuche

Allegorese des Kinos	197
Ethnographie der Erfahrung	227
<i>Dieters Tagebuch</i>	230

Der Blick des Auswanderers	257
--------------------------------------	-----

Rückblick auf die Utopie

Fangen wir irgendwo an.

1968 findet der deutsche Germanistentag, die jährliche Versammlung derer, die in der Schule oder in der Universität die wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Literatur lehren, 1968 findet diese Versammlung, bei der Schul- und Hochschullehrer der deutschen Literatur repräsentative Darstellungen ihrer Wissenschaft in einem ein wenig feierlichen Rahmen anzuhören und zu besprechen pflegen, 1968 also findet dieser Germanistentag in der Freien Universität Berlin statt.

Nein, dort findet er nicht statt: die Veranstalter haben darauf verzichtet, die Teilnehmer in einem der Gebäude in Dahlem zu versammeln. Sie haben einen ganz anderen Ort gewählt, den Gebäudekomplex einer Ingenieurschule, die auch noch im Wedding, einem traditionellen Arbeiterviertel der Stadt zu finden ist, weit entfernt von dem Villenviertel Dahlem und von dessen Architektur gründlich unterschieden.

Der Germanist L. wird diese Maßnahme zu deuten gewußt haben: aus der Freien Universität haben die Veranstalter die Versammlung wohlweislich verlagert; dort nämlich stünde sie ihnen, den Studenten offen; ohne Umstände könnten sie in die Versammlung eindringen, die Spielregeln einer solchen Veranstaltung durcheinanderbringen, die grundsätzliche, berechtigte, nur allzu berechtigte Kritik an der Germanistik vortragen und mit ihrem Eindringen in den Germanistentag auch praktizieren, was alles die Veranstalter zu verhindern, wenigstens zu erschweren versuchen durch die Verlagerung der Versammlung, eine durchsichtige, allzu durchsichtige Maßnahme, die nicht gerade für die Intelligenz der Veranstalter spricht, denn das Westberliner Verkehrssystem ermöglicht es den Studenten ohne weiteres, auch in den neuen Versammlungsort einzudringen.

Daß die Veranstalter eine so leicht verständliche Maßnahme ergreifen für die Abwehr der Studenten – wird der Germanist L.

denken –, das bezeugt ihre Hilflosigkeit: sie wissen eigentlich ganz genau, daß die Studenten mit ihrem Protest und ihrer Kritik an der Literaturwissenschaft Recht haben; die Veranstalter können sich dem Protest und der Kritik nur durch eine derart hilflose, geradezu dumme Maßnahme entziehen, wobei sie ihre Dummheit auf die Studenten projizieren, denen sie anscheinend nicht zutrauen, daß sie die Maßnahme durchschauen und den Weg in den Wedding finden werden.

Mehr noch: daß der Ausweichort in diesem traditionellen Arbeiterviertel gesucht wird und in einer Ingenieurschule gefunden worden ist – wird der Germanist L. denken –, das bezeugt ironisch, wie genau die Veranstalter die Kritik der Studenten an der Literaturwissenschaft antizipieren und für wie berechtigt sie diese Kritik erkennen. Denn das sind die zentralen Punkte der Kritik: daß die Literaturwissenschaft eine isolierte, esoterische Beschäftigung einiger weniger ist, daß das wissenschaftliche Studium der Literatur, vielleicht die Literatur insgesamt keine gesellschaftliche Funktion hat, was bei einem Vergleich mit der Ingenieurwissenschaft sogleich zutage tritt. Und der zweite Punkt der Kritik: die Germanistik, das wissenschaftliche Studium der Literatur, das sie bietet, ist durch und durch bürgerlich, wie vielleicht die Literatur insgesamt; sie vernachlässigt die Interessen des größten Teils der Westberliner, der westdeutschen, der europäischen Bevölkerung: die Interessen der Arbeiterklasse, des Proletariats. In den Parks von Dahlem ist es sowieso unsichtbar, im Wedding dagegen kaum zu übersehen. So bezeugt die Abwehrmaßnahme der Veranstalter, daß sie einen Zusammenhang zwischen der Esoterik der Literaturwissenschaft und ihrem bürgerlichen Charakter nicht verleugnen können. Vielleicht, denkt der Germanist L., soll die Maßnahme den Zusammenhang geradezu verschleiern: *indem* die Veranstalter durch die Wahl dieses Ortes die Kritik der Studenten anerkennen, wollen sie davon ablenken – freilich entgeht es dem Germanisten L. nicht, daß er sich mit diesem Gedanken von seiner Empörung über den Rand des Plausiblen treiben läßt, einer Empörung, die ihn tief und aus-

schließlich erfüllt und seit einiger Zeit das ist, was die traditionelle Literaturwissenschaft, die der Germanist L. gründlich studiert hat und jetzt gründlich verachtet, »Lebensgefühl« genannt hat.

Das *Establishment* der Germanistik verlegt den Germanistentag in eine Ingenieurakademie im Wedding und bezeugt damit, daß es die berechtigte Kritik am bürgerlichen, am esoterischen Charakter der deutschen Literaturwissenschaft im Grunde anerkennt: diese Art von Hermeneutik hat sich der Germanist L. in den letzten Jahren erworben; genauer: er hat diese Art von Hermeneutik auf politische Situationen anzuwenden gelernt; die Hermeneutik selbst hat er bei seinem Doktorvater erlernt, der sie freilich nur auf literarische Gegenstände anwandte, sich dabei, wie der Germanist L. in seiner Empörung vermerkt, beinahe willentlich, mit voller Absicht in seiner Wahrnehmung und seiner Sensibilität beschränkend.

Der Germanist L. jedenfalls wird mit der politischen Ausarbeitung dieser Hermeneutik fortfahren. So wird er zwei Jahre später, 1970, Studenten eine Bilanz der kritischen, oppositionellen Literaturwissenschaft, die er selbst verfolgt, vortragen und seine Fortschritte zeigen. Es geht darum, wie das Interesse, das inzwischen viele Intellektuelle der massenhaft gelesenen Trivialliteratur entgegenbringen – es geht darum, wie dies Interesse zusammenhängt mit einer Theorie, von der der Germanist L. wie sein Doktorvater sehr viel gelernt haben für die Interpretation der Literatur wie der Politik wie der gesellschaftlichen Prozesse, der »Kritischen Theorie« nämlich, wie sie vor allem Max Horkheimer und Theodor W. Adorno ausgearbeitet haben – inzwischen aber hat der Germanist L. eine andere Theorie gründlich studiert, den »Historischen Materialismus«, wie ihn vor allem Karl Marx und Friedrich Engels ausgearbeitet haben, und dem Germanisten L. kommt es in seiner anhaltenden Empörung so vor, als hätten ihn die beiden ersteren beinahe willentlich, in voller Absicht abgehalten von der Bekanntschaft mit den beiden letzteren. Jedenfalls haben Horkheimer und Adorno ihn und

andere Intellektuelle gehindert an der Einsicht in die Notwendigkeit einer proletarischen Revolution, die den Kapitalismus zu beseitigen hat. Aber jetzt ist das anders, jetzt versteht der Germanist L. wie mit einem Schlag, weshalb die von der »Kritischen Theorie« überzeugten Intellektuellen sich für Trivilliteratur, zum Beispiel für *comic strips*, speziell für die Figur des Donald Duck interessieren. Der Fortschritt seiner politischen Hermeneutik hat ihn aus dem Kreis dieser befangenen Intellektuellen hinausgeführt.

Sie erblicken in diesen Geschichten den Beweis ihrer Theorie vom ewigen, quasi naturgeschichtlichen Kreislauf des Kapitals, aus dem Erlösung nur durch die Kunst der Interpretation möglich ist. Diese verhexte Welt des Donald Duck, in der der amerikanische Mittelständler Donald in jedem Kreislauf der Geschichte eine Niederlage erleidet – aber überlebt, ohne etwas hinzuzulernen; und im gleichen Kreislauf sich das Kapital von Dagobert Duck akkumuliert; und im gleichen Kreislauf die Panzerknacker als die Stadtguerillas mit todsicherer Regelmäßigkeit im Gefängnis landen und die Vergeblichkeit ihres Widerstandes einbekennen müssen. Das ist zum Lachen genau die Welt, wie sie die Kritische Theorie entworfen hat. In ihr erscheint die Zirkulation des Kapitals als die treibende Kraft einer Geschichte, die sich im Kreise zu drehen scheint. Entenhausen ist für diese Theoretiker völlig transparent. Aber der erste beste »wilde Streik«, geschweige denn organisierte Kampfmaßnahmen, werfen ihr Weltbild über den Haufen.

Dieser Aufgabe jedenfalls wird sich der Germanist L. von nun an widmen: der Organisation des Klassenkampfes, nach den Erkenntnissen des Historischen Materialismus, dessen Begriffe solange verhüllt und unterdrückt worden sind, was auch der Grund dafür ist, weshalb sie jetzt mit einem Schlag die bislang undurchsichtige Welt in allen Einzelheiten erhellen, was zugleich die Empfindung entstehen läßt, eigentlich habe man es schon immer gewußt.

Um auf den Germanistentag 1968 zurückzukommen: für die Charakteristik kann ausreichen, daß Professor S. seinen Vortrag über »Goethes Wolkenlehre« nicht halten konnte, selbstverständlich nicht halten konnte. Schon der Titel verriet den Verfas-

ser, lieferte ihn einem höhnischen Gelächter aus, gegen das nicht anzukommen war. Wer solche Themen ausarbeitet, macht sich unmöglich. Daß der Professor S. ein eleganter, selbstbewußter Mann ist, der einen Sportwagen fährt – Anfang der siebziger Jahre wird er Drehbücher für das Fernsehen schreiben –, erleichtert denen, die es wissen, das Auslachen sehr. Um die Situation richtig zu verstehen, muß man sich vorstellen, daß dies Auslachen mit eben der Selbstverständlichkeit erfolgt, mit der der Professor S. davon ausgeht, daß auf einem Germanistentag ein Vortrag über Goethes Wolkenlehre gehalten werden kann: es ist die Selbstverständlichkeit von argumentativ eigentlich nicht erreichbaren Axiomen.

Aber auch der Germanist L. und die Gruppe, zu der er gehört, können nicht zufrieden sein mit dem, was sie beim Publikum erreichten, insbesondere bei den Schulgermanisten, den Lehrern, die der sozialen Realität, auf die es dem Germanisten L. und seinen Kombattanten ankommt, näher sind als der Universitätsprofessor S. es sein kann. Am Anfang des zweiten Tages in der Ingenieurschule erobert L. das Mikrophon und interpretiert die Ereignisse des ersten Tages, an dem immerhin ein Vortrag wie der des Professors S. vom Programm abgesetzt worden war, aber nicht die Selbstverständlichkeit etabliert werden konnte, mit der das eigentlich hätte geschehen müssen.

Unser politisches Interesse ist, Lehrer, Schüler, Studenten zu organisieren und das herrschende Bildungssystem zu verändern. Wir hatten die Hoffnung, daß sich die Lehrer am Germanistentag selbst organisieren würden, daß sie das Versagen der akademischen Disziplin bei germanistischen Berufsproblemen nicht mehr länger hinnehmen würden. Aber Lehrer, die sich als zahlendes Publikum behandeln lassen, sind nicht fähig, sich für ihre Interessen zu organisieren [Gelächter des Publikums]. Sie haben die Gelegenheit verpaßt, gegen den Warenhauskatalog des Germanistentages zu protestieren. Stattdessen haben Sie sich mit den Unterdrückern des Protests identifiziert [Gelächter]. Wir haben Ihnen vorgemacht, wie man gegen Autoritäten vorgehen kann. Sie haben darauf verzichtet, es nachzumachen. Als über Arbeitskreise diskutiert werden sollte, in denen Sie die Chance gehabt hätten, Subjekt eines Lernprozesses zu sein, sind Sie mit dem Vorstand ausgezogen. Ihnen ist nicht zu helfen, weil Sie sich selbst nicht helfen wollen [Gelächter].

Der Germanistentag 1968 ist ein bedeutendes kulturelles Ereignis gewesen. Nicht zuletzt deshalb, weil die Zeitungen, die mit ihren Darstellungen beitragen zur Produktion solcher Bedeutungen (ich meine das nicht kritisch), über diesen Germanistentag ausführlich berichtet haben.

Bemerkenswert an diesen Berichten ist, daß ihre Autoren mit den Protagonisten des Protests im wesentlichen übereinstimmen, jedenfalls in den Grundmustern der Argumentation. Die Autoren dieser Berichte scheinen eher geneigt, die Dinge für selbstverständlich zu halten, welche der Germanist L. für selbstverständlich hält.

Wenn die Berichtenden diese Zustimmung nicht immer unumwunden zu verstehen gaben, so mag sich das aus persönlichen Loyalitäten und, mit den neuen verglichen: traditionellen Überzeugungen erklären, wie ein Konflikt zwischen dem Professor S. und dem Lektor B. bezeugt. Der Vortrag des Professors S. über Goethes Wolkenlehre, hatte B. in der Zeitung geschrieben, sei »verlegt« worden.

Gegen ihn, den keiner kannte, richtete sich der konzentrierte studentische Unmut. Ich bin ziemlich sicher, daß man aus ihm einiges hätte lernen können, daß er unter den genuin germanistischen der hörenswerteste gewesen wäre. Aber darum ging es gar nicht, sondern darum, was dieses Thema auf diesem Kongreß zu suchen hätte, der nach dem Willen der Opponierenden Fragen von gesellschaftlicher Relevanz, aber nicht philologische Probleme, und wären sie noch so geistvoll dargestellt worden, behandeln sollte.

Kein Zweifel, der Lektor B. interessiert sich mehr für die Fragen von gesellschaftlicher Relevanz. Deshalb leuchtet es ihm ein, daß der Vortrag des Professors S. »verlegt« wurde auf einen anderen Tag des Kongresses. Der Professor S. wiederum empört sich vierzehn Tage später in dieser Zeitung, in einem mit »Lieber Herr B.« adressierten Brief über das Wort »verlegt« – der Germanist L. wird, falls er diese Zeitung überhaupt noch liest, den Brief wohl als Korruptionsversuch verstanden und die weitere Darstellung des Professors S. für *pseudodemokratisch* erklärt haben in seiner anhaltenden Empörung.

Sie kennen doch die Wahrheit. Weshalb eigentlich sagen Sie nicht, daß dieser Vortrag ausfiel? Daß er ausfallen mußte, obgleich eine durch den Vorsitzenden herbeigeführte Abstimmung im Plenum erwies, daß die weit überwiegende Mehrheit aller Anwesenden ihn zu hören wünschte? Daß die Gruppe von etwa 50 Studenten, die das Rednerpult umlagerte, mit johlendem Gebrüll, durch Anwendung akustischer und physischer Gewalt verhinderte, was dem erklärten Mehrheitswillen entsprach?

Wer den Professor S. kannte mit seinem Sportwagen und seiner selbstbewußten Eleganz, der hatte keine Schwierigkeiten, diese Darstellung zu durchschauen: wenn der Professor S. behauptet, die Durchsetzung des Mehrheitswillens sei mit Gewalt verhindert worden, dann ist das nichts anderes als eine Rationalisierung. Der Professor S. ist nicht fertig geworden mit der narzißtischen Kränkung, welche es für ihn bedeutete, daß er seinen Vortrag nicht halten und dafür den Beifall des Publikums hat einheimsen können. Ein Student des Professors S. wird, falls er den Leserbrief gelesen hat, ihm das auch persönlich sagen in einer der anstehenden Seminardebatten: weil der Professor S. mit dem Insistieren auf Mehrheitsbeschlüssen doch bloß seine verletzte Eitelkeit rationalisiert, deshalb ist sein Argument *pseudodemokratisch* – was noch viel deutlicher wird, wenn man vor Augen hat, daß der Professor S. sich in seinen Seminaren für nichts weniger interessiert als für den Willen der Mehrheit seiner Studenten.

Dies und nichts anderes ist die Wahrheit über jene Szene. Dabei hatte der Lektor B. in seiner Darstellung den Narzißmus des Professor S. ja nun wirklich berücksichtigt – auch der mit dem Studentenprotest sympathisierende Lektor B. ist eben zu tief korruptiert durch den Apparat, das System, das *Establishment*, auch der kritische Lektor B. ist *integriert*.

Ganz klar spricht es der Literaturkritiker D. aus in seinem Bericht über den Germanistentag 1968: daß die Interpretations-schemata, wie sie etwa der Germanist L. ausarbeitet, triftig sind, daß es eine geradezu unwiderstehliche Überzeugungskraft ist, welche diese Interpretationsschemata auszeichnet. Der Literaturkritiker D. zitiert die Erklärung, die L. durch das Mikrophon

dem Publikum des Germanistentages gibt, im Anfang seines Berichts; der Kommentar des Literaturkritikers D., der sich in den vergangenen Jahren vor allem für eine experimentelle, spielerische, von Themen wie von politischem oder moralischem Engagement ganz und gar entlastete Poesie interessiert hatte (und dafür wird er sich auch in den folgenden Jahren interessieren) – der Kommentar, den der Literaturkritiker D. der Erklärung des Germanisten L. gibt, teilt uneingeschränkte Zustimmung in der Sache mit.

Diese Erklärung, die ein Student am Morgen nach dem chaotischen Ende des ersten Kongreßtages verlas, ist so hochfahrend wie – in der Analyse der Situation – richtig, die Reaktion der Germanisten so verständlich wie – in der Selbsteinschätzung – verkehrt. Denn in der Tat sind die Studenten in der gedanklichen Durchdringung der Probleme der Schul- und Hochschulgermanistik den Professoren und Studienräten um einige Nasenlängen voraus, verstehen die Lehrer und deren Situation grundsätzlich besser als diese sich selbst; sie verfügen über ein begriffliches Instrumentarium, über soziologische und sozialpsychologische Kategorien, die die meisten Germanisten nicht einmal zu verstehen in der Lage sind (was sie können mußten, bevor sie über die Studenten lachen).

*

So ist es gewesen, Ende der sechziger Jahre: nicht nur, daß die Protestbewegung eine Empörung mitteilte, die vielen ohne weiteres legitim erschien, geradezu selbstverständlich; darüber hinaus hat die Protestbewegung Interpretationsschemata propagiert, soziologische und sozialpsychologische Kategorien, die auf viele eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübten, die ganz unbezweifelbar die Wahrheit über eine Situation zu sagen und damit in ihr zu handeln erlaubten: es ist richtig, was L. den versammelten Kollegen erklärt, daß sie sich als zahlendes Publikum, als Konsumenten verhalten, die das Programm dieser wissenschaftlichen Tagung wie ein Warenangebot zur Kenntnis nehmen, passiv, als Objekte eines Prozesses, der sich als Lernprozeß gar nicht konstituieren kann, weil Lernprozesse nur

dann stattfinden, wenn ihre Teilnehmer diese Prozesse selbst in die Hand nehmen, sich zu Subjekten dieser Prozesse emanzipieren, um sie autonom zu organisieren. Wie man das macht, führt der Student vor, der das Mikrophon in die Hand nimmt, in das er und seinesgleichen gewöhnlich nicht zu sprechen pflegen, weil die Funktionäre, die Agenten des gesellschaftlichen Systems auch das Sprechen in Mikrophone monopolisiert haben, um die Massen unmündig zu machen und unmündig zu halten.

Daß ein Universitätsprofessor, der einen Vortrag über Goethes Wolkenlehre halten wollte, dieser Interpretation widerspricht, das könnte man fast für eine Metapher, für eine literarische Erfindung halten: gegen die Klarheit dieser begrifflich organisierten Interpretation kann wirklich nur das vollkommen Diffuse, Flüchtige, Formlose: Wolken ins Feld geführt werden, eine Strategie, die sich von selber disqualifiziert, denn kein vernünftiger Mensch kann Interesse am Unklaren und Wechselhaften haben. Wenn die Mehrheit der Germanisten auf dieser Versammlung diesen Vortrag anhören will, dann zeigt das nur, wie tief sie manipuliert ist in ihrem Bewußtsein, wie recht L. hat mit der Erklärung ihres Verhaltens. Das Gelächter, mit dem sie seine Erklärung begleiten, scheint auch nicht Unverständnis zu bezeugen, sondern ein sehr genaues Verständnis, das sie sich nur nicht erlauben können, das sie abwehren müssen.

Die Szenen, die ich vom Germanistentag 1968 berichtet habe, spielten sich Mitte und Ende der sechziger Jahre in zahllosen Variationen ab. Es ist wohl nicht allein die Empörung als »Lebensgefühl« gewesen, die der Protestbewegung so viele Anhänger verschafft, die sie zu einer richtigen sozialen Bewegung gemacht hat; es müssen auch diese von allgemeinen Begriffen, von ausgearbeiteten Theorien her organisierten Interpretationen gewesen sein: sie vertrieben die Wolken des Diffusen, Unverständlichen und erweckten die Empfindung, eigentlich habe man es schon immer gewußt, man habe sich nur täuschen lassen, und jetzt sei der Zauber, der faule Zauber verflogen. Solche Szenen haben sich nicht nur in der Öffentlichkeit der Universität oder eines

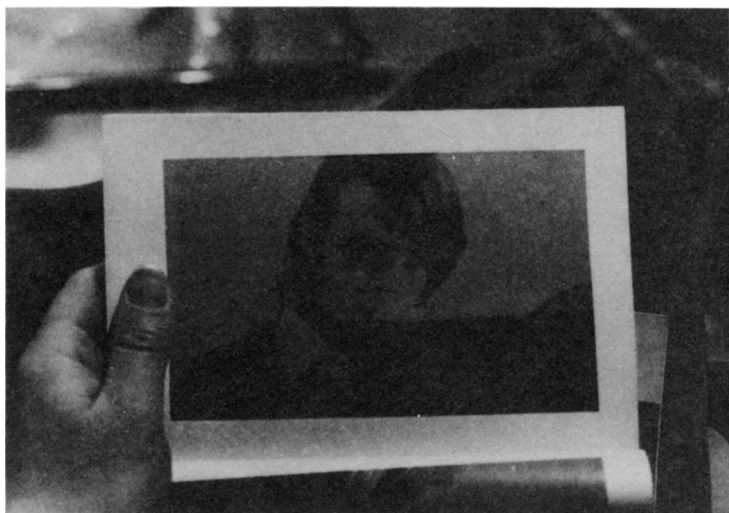
Wissenschaftler-Kongresses abgespielt, in einem Rahmen also, der schon an sich Repräsentativität, den Geltungsanspruch des Allgemeinen gegenüber dem Diffusen und Zufälligen des Alltagslebens beansprucht – solche Szenen haben sich auch in diesem Alltagsleben selbst abgespielt. Es sollte nach Maßgabe solcher Interpretationen neu eingerichtet werden.

*

Nach zwei Semestern verzichtet R. auf das Studium der Chemie und entscheidet sich für die Soziologie. Hier wird er endlich das Verständnis der Prozesse erwerben, die ihn interessieren und die er bislang nicht richtig verstanden hat, die Prozesse zwischen den Menschen nämlich, in denen er sich bislang auch nicht zurechtfinden konnte.

Worin das Unverständnis besteht, kann er kaum genau sagen. Das Nichtzurechtfinden hängt wohl mit der Angst zusammen, in die er immer wieder hineingerät, ohne daß er sagen könnte, was sie eigentlich auslöst. Das ist schon lange so, eigentlich schon immer – wird er später erzählen –: schon in der Schule setzte er sich in die letzte Bankreihe, um den Rücken frei zu haben und überschauen zu können, was vorging, um es erst einmal verstehen zu können; und dann gelang es ihm auch manchmal, sich im Unterricht zu äußern, vor Lehrern und Schülern zu sprechen; freilich waren das sehr seltene Augenblicke.

Diese Schulsituation bietet eigentlich bereits das Grundmuster, das ihm sein Studium so außerordentlich erschwert hat. Daß das Studium, daß die Wissenschaft eine wichtige Sache ist, daran zweifelte er eigentlich nie; es ist ihm selbstverständlich, in Gesprächen mit Freunden Theorien und Begriffe der Soziologie zu gebrauchen, eigentlich sind alle Gespräche Diskussionen in diesen Theorien – aber irgendwie kommt er doch nicht an sie heran: irgend etwas lähmt ihn, wenn er ein Buch liest; die Lähmung wird stärker, wenn er eine Seminararbeit zu schreiben hat: dann fühlt er den Stoff als ein riesiges Gebirge, das nicht von der



Stelle zu bringen ist, von dem er immer nur kleine Brocken herumtragen kann; am schlimmsten aber wird es, wenn er die Arbeit im Seminar vortragen muß: dann spricht er, am ganzen Körper schwitzend, so leise und stockend, daß alle unruhig werden – vor allem wird es der Professor. Überflüssig zu sagen, daß er sich unvorbereitet überhaupt nicht beteiligen, nichts sagen kann: schon wenn der Professor ihn zufällig anschaut, beginnt er zu schwitzen.

Dies ist in unzähligen Szenen in seinem Gedächtnis verzeichnet. Manchmal, wenn er besonders unglücklich ist und sein Unglück zu verstehen versucht, um es zu mildern, laufen sie in seinem Kopf wie ein Film ab, was sein Unglück steigert. Es nützt nicht viel, wenn er alldem einen Namen zu geben versucht, aber er tut es trotzdem: das sind *Arbeitsstörungen*. Ein gesunder Mensch muß lieben und arbeiten können, hat er bei einem der Autoren gelesen, an die er glaubt, in dieser kraftlosen Art glaubt, die stets von dem Gefühl begleitet ist, nie werde er einem dieser Autoren gewachsen sein. Das Lieben jedenfalls gelingt ihm

kaum besser als das Arbeiten. Schweigen, Fortgehen: das ist es, was er sich stets wünscht, wenn er mit einer Frau zusammen ist. Am besten – wird er später erzählen –, es ist in der Geschichte noch ein zweiter Mann im Spiel, so daß er selber bald die Position am Rande einnehmen darf; meist wird er dann freilich von den beiden verlassen und bleibt allein zurück.

Erzählen wird der Student R. diese Geschichte in einer *Kommune*, und hier wird er von anderen sehr ähnliche Geschichten zu hören bekommen: Geschichten eines ebenso tiefen wie diffusen Unglücks, das ihnen allen das Leben beinahe unmöglich macht. Da ist zum Beispiel E., der immerhin das juristische Staatsexamen bestanden hat, der aber in einer juristischen Karriere keine Lebensmöglichkeit sehen kann; auch nicht in einem Studium der Soziologie, das er begonnen hatte; und ebensowenig in einer Karriere als Künstler, als Schriftsteller, von der er immerhin schon ein Stück ergriffen hatte, denn er hat regelmäßig geschrieben, Gedichte und Prosa, und sie anderen zu lesen gegeben. Und da ist A. (mit der R. eines seiner stummen, gequälten Verhältnisse gehabt hatte), die immerhin eine Ausbildung als Krankenschwester und eine zweite in Kunsthandwerk hinter sich gebracht hat, aber weder hier noch dort eine befriedigende Arbeitsmöglichkeit für sich sieht, überhaupt sieht sie keine befriedigenden Arbeitsmöglichkeiten, nirgendwo. Und da ist H., der Journalist war und seit langem ohne Beruf lebt, was freilich sein Selbstbewußtsein und seine Vitalität nicht zu mindern scheint. Es ist – kann sich R. sagen – also nicht nur eine Versammlung arbeitsgestörter und liebesunfähiger Studenten, die sich in ihrer Angst und Einsamkeit aneinander klammern und davon neue Kraft und Freiheit erhoffen.

Nein, so kann man es nicht sehen, ganz im Gegenteil: die *Kommune* ist nicht der Versuch einer kleinen Gruppe, ihren Mitgliedern – diesen namentlichen Mitgliedern – das Leben zu erleichtern, dem Studenten R. zum Beispiel die Konfrontation mit dem Seminarpublikum und dem Professor, indem man sein Referat im Entstehen schon hier, in dieser Wohnung, nachmit-

tags beim Teetrinken mit ihm diskutiert – nein, die *Kommune* ist in großformatigen Zusammenhängen zu sehen, in einem Panorama politischer, soziologischer und moralischer Perspektiven; erst sie, könnte man meinen, verleihen der *Kommune* die Bedeutung, die sie für ihre Mitglieder haben muß, damit sie überhaupt zu einem gemeinsamen Projekt werden kann.

Ein großer Teil der Intelligenz ist heute einem Prozeß unterworfen, der ihre Lage dem der abhängigen Arbeiter ähnlich macht. Der Versuch, das Ausbildungssystem technokratisch auf die Verwertungsbedürfnisse des Kapitals hin umzustrukturieren, die Erwartung, im Beruf weitgehend unselbständige, gleichförmige Arbeit in Massenbüros und -laboratorien verrichten zu müssen, liefert die objektive Grundlage für eine Annäherung größerer Gruppen der jungen Intelligenz an die Arbeiterklasse. Ihre Erziehung und die ihnen in Oberschule und Universität indoktrinierte individualistische Ideologie macht es ihnen jedoch nach wie vor schwerer als dem größeren Teil der Industriearbeiter, kollektives Bewußtsein zu entwickeln. Das Leistungssystem der Ausbildung verstärkt den Mechanismus bürgerlicher Konkurrenz, den die Erziehung in Kleinfamilien in ihnen angelegt hat. Daher liegt ihnen der Rückgriff auf individuelle Psychologie näher als den Arbeitern. Sie werden immer mehr als Arbeiter dazu tendieren, ihre Unterdrückung psychisch auf die individuelle Unterdrückungsgeschichte in der jeweiligen Familie zurückzuführen als auf die kollektive Unterdrückung im Produktionsprozeß und in den Institutionen. Werden die Arbeiter vor allem durch ihre völlige materielle Abhängigkeit, den Zwang, sich ständig zu den Bedingungen des Arbeitsmarktes verkaufen zu müssen, bei der Stange gehalten, so ist die den Mittelklassen entstammende Intelligenz im höheren Maße durch Verinnerlichung der bürgerlichen Normen an das kapitalistische System gekettet.

In diesem Rahmen ist der Student R. zu betrachten: er ist das Exemplar eines bürgerlichen Individuums. Sein Glaube an die Universität, an die Wissenschaft, in der er sich nicht zurechtfindet, ist – ebenso wie sein Glaube an ein befriedigendes, hier und jetzt realisierbares Liebesverhältnis mit einer Frau – als ein Fall zu begreifen, an dem man die verinnerlichten bürgerlichen Normen studieren kann. Daß er sich in der Universität nicht zurechtfindet und daß er zu keiner Frau jenes Liebesverhältnis entwickeln

kann, das zeigt, wie wenig die bürgerlichen Normen der Realität des Kapitalismus noch entsprechen. Eben diese Normen und die Form ihrer Verinnerlichung halten den Studenten R. aber auch davon ab, seine Biographie als Reflex der gesellschaftlichen Verhältnisse zu erkennen: er nimmt seine Schweißausbrüche im Seminar wahr, statt das Seminar zu verstehen als eine der Agenturen, über die der Mechanismus der bürgerlichen Konkurrenz vermittelt wird, wie er schon in der Schulklasse vermittelt worden ist. Wenn er erzählt, daß er sich in der Schulklasse auf die letzte Bank gesetzt hat, um sich dem Konkurrenzmechanismus zu entziehen, wenn er seine Lebensgeschichte erzählt und darin die Ursachen seines Unglücks sucht – wie das überhaupt in der *Kommune* praktiziert worden ist –, dann bezeugt das, wie das bürgerliche Individuum auf die Individualgeschichte der Unterdrückung rekurriert, statt sie aus der allgemeinen Geschichte abzuleiten, der Rekurs zeigt, wie sich das bürgerliche Individuum nicht als Exemplar eines allgemeinen Begriffs wahrnehmen kann. Und wenn jetzt einer dieser Interpretation widerspricht und darauf insistiert, daß es um diesen Studenten R. und sein persönliches Unglück geht, dann bezeugt der Widersprechende nur, wie er selbst in den Kategorien des bürgerlichen Individualismus befangen ist.

Die Formulierungen, die ich zitiert habe, stellen nicht das Programm dieser Kommune dar, sondern die Konsequenzen, welche die Mitglieder ziehen, nachdem sich die Kommune 1968 aufgelöst hat. Es handelt sich um die Interpretation, welche die Autoren im nachhinein ihrem Unternehmen geben.

Diese Interpretation gibt schon die begriffliche Richtung an, in der die Autoren eine neue Orientierung suchen: das Proletariat und wie es gegen die Verwertungsinteressen des Kapitals zu organisieren ist, wie bürgerliche Intellektuelle an dieser Organisation teilnehmen, sie gar inaugurieren können, das wird zur interessierenden Frage. Man kann sagen: *Klassenkampf des Proletariats* wurde zum Leitbegriff eines Interpretationsschemas, in dem viele unterzukommen, das viele in ihrem Verhalten zu prak-

tizieren, dem sie ihre Lebensgeschichte im nachhinein unterzuordnen versuchten.

Auch der Germanist L., mit dem ich angefangen habe. Wie er 1970 vor einem Studentenpublikum den Zusammenhang zwischen Donald Duck, der Kritischen Theorie und dem Verhalten der Intellektuellen erläutert, das ist ein triftiges Beispiel für das Funktionieren dieses Interpretationsschemas, ein Beispiel auch dafür, wie L. sich inzwischen in ihm zu bewegen vermag und wie er es auf sich selbst anwendet: in der lächerlichen Figur des Donald Duck stellt er sich selbst dar als den von der Kritischen Theorie geblendeten Intellektuellen, der die Kämpfe der Arbeiterklasse bislang einfach nicht wahrgenommen hat, auch deshalb nicht, weil ihn die Kritische Theorie in seinem Status als akademischer Intellektueller unangetastet gelassen und ihm die Privilegien dieses Status ohne schlechtes Gewissen zu genießen erlaubt hat. Das muß jetzt anders werden.

Der Germanist L. läßt seine Bilanz der kritischen, oppositionellen Literaturwissenschaft in einer Perspektive münden. Was die Studenten in Zukunft studieren müssen, erklärt er ihnen, das sind die

von der KPD in der Weimarer Republik organisierten Arbeiterkorrespondenzen und die von ihr ausgehende proletarisch-revolutionäre Literatur, die Literatur des antifaschistischen Widerstandes und des Aufbaus des Sozialismus in der DDR.

Klar, diese Texte sind von der Literaturwissenschaft, die der Germanist L. studiert hat, bislang ignoriert worden: aus durchsichtigen Gründen. Zum einen deshalb – erklärt er den Studenten und sich selbst –, weil diese Literatur kein eigenes Gewicht hat, sondern sich restlos einordnete in die Politik der Kommunistischen Partei. Bekanntlich ist aber die Kommunistische Partei in der Bundesrepublik verboten und unterdrückt worden; bei dieser Unterdrückung haben die Literaten mitgewirkt, indem sie Arbeiterkorrespondenzen oder die proletarisch-revolutionären Romane literarisch disqualifizierten, mit ästhetischen Argumen-

ten. Solche Argumente nun möchte der Germanist L. auf keinen Fall mehr gelten lassen. Gerade der Schematismus dieser Literatur, ihre Verständlichkeit, genauer: die Leichtigkeit, mit der sie sich den von der Kommunistischen Partei ausgearbeiteten Handlungs- und Interpretationsschemata einfügt, die Klarheit, mit der der Held seine politischen Aufgaben erfüllt und damit exemplarisch vorführt, wie man das tut, so daß die Leser sich nur noch mit ihm zu identifizieren brauchen, um es gleichfalls tun zu können – eben dies sind die Gründe, weshalb diese Literatur kanonisiert werden muß. Das heißt, die Position, von der aus die Literaten und die Literaturwissenschaftler diese Literatur bislang disqualifiziert haben, muß revidiert werden; ihre Einwände gegen den Schematismus dieser Literatur sind umzukehren: dann geben sie die Gründe an für deren Kanonisierung.

Wenn die Liberalen über der Abstraktheit dieser Romane verzweifeln und sich weigern, die völlige Transparenz dieser Romane für die Strategie und Taktik der KP als künstlerisch anzuerkennen, so kennzeichnet das nur ihre ausweglose Lage, in der sie immer nur die Selbstporträts des Kleinbürgers realistisch finden und die unbewußte Parteinahme für die Bourgeoisie als »objektiv«. Seitdem diese Ideologen dumpf ahnen, daß ihre Klasse in Zersetzung übergeht, halten sie den positiven Helden überhaupt für unmöglich; und wo sie ihn antreffen in der Literatur des Proletariats, jammern sie: »Plakativ, plakativ.« Eine bürgerliche Ästhetik, die die Geschichte nur dann »realistisch« dargestellt sieht, wenn sie aus der Perspektive des Polizeiberichts oder des zusammengeschlagenen Opfers geschrieben ist, wird die proletarischen Massenromane der KP Ende der Weimarer Republik immer abstrakt und plakativ finden. Ihre Forderung nach individueller Darstellung ist die Forderung nach dem Opfer, nach dem ohnmächtigen Subjekt, in das sich die aus dem Kapitalismus getriebene Humanität retten soll. Der proletarische Massenroman hatte aber den Zweck, solche Opfer überflüssig zu machen, abzuschaffen. Er darf darum den Vorwurf der Abstraktheit nicht fürchten.

Man kann das auch so formulieren: der Germanist L. und diejenigen, für die er spricht, sehnen sich danach, selber so durchsichtig, schematisch, funktional zu werden wie diese Romane und damit das Diffuse, Nebelhafte des Unglücks aufzulösen, das

schließlich auch der Student R. als seinen bürgerlichen Individualismus zu durchschauen gelernt hatte. Es ist eine Sehnsucht, Allgemeinbegriffe zu leben. Ihre Geltung nach innen und außen durchsetzend, könnte man vielleicht die Wut, die Empörung zur zentralen Triebkraft des eigenen Lebens machen.

*

Jetzt, während ich das schreibe, 1978 lädt die Argumentation des Germanisten L. dazu ein, ihr im einzelnen die Lücken nachzuweisen und Fehler vorzurechnen, die letztlich verhindern, daß sie sich zu ihrem eigenen Ideal der Transparenz und zwingenden Geltung erhebt – nein, umgekehrt: es liegt nahe, der Argumentation nachzuweisen, wie zwanghaft sie ihrem Ideal der Transparenz und Geltung zu entsprechen versucht, wie wenig das Argumentieren Lücken läßt für Bewegungen der sozialen Realität, auf die es doch gerade ankommt. Und es liegt jetzt weiterhin nahe, dies Ideal, diese Sehnsucht nach dem Schematismus mitverantwortlich zu machen dafür, daß das, was dem Germanisten L. und vielen anderen damals vorschwebte, sich in den folgenden Jahren nicht hat praktizieren lassen – bei dem, was dem Germanisten L. 1970 als Utopie vorschwebte, eine Kommunistische Partei in der Bundesrepublik, die die ersehnten Schematisierungen der Orientierung zentral zu steuern hätte, bei diesem Projekt haben dann auch schon viel weniger Leute mitgemacht. Es gibt ein ebenso unauffälliges wie zwingendes Indiz dafür, wie tief hier die Enttäuschung reicht: ich könnte jetzt, 1978 die zitierten Passagen als Satire lesen, als Parodie auf diesen Typus des Argumentierens und Interpretierens, und höhnisch darüber lachen. Das Zitieren selbst *entlarvt* dies Argumentieren schon, erweist seine Kraftlosigkeit; es erübrigt sich vollkommen, gegen den Germanisten L. von 1970 die ästhetische Legitimation individueller Darstellung und des negativen Helden auszuführen: inzwischen versteht sich das von selbst.

Der Germanist L. (er ist inzwischen promoviert), der Student

R. (er hat sein Examen gemacht und ist inzwischen tot), der Literaturkritiker D., der 1968 die Argumentation der protestierenden Studenten auf dem Germanistentag durch und durch einleuchtend fand, und ich gehören derselben Generation an: sie hat die Protestbewegung entwickelt und getragen. Es gibt aber Indizien, daß sich die Utopie der Allgemeinbegriffe, des Konzeptualisierens, die sich um 1968 glorios entfaltete und dann bald in Projekten wie dem einer KPD groteske Züge annahm (sage ich jetzt) – es gibt Indizien, daß diese Utopie damals, Ende der sechziger Jahre auch Leute mit einer ganz anderen Generationserfahrung überzeugt hat, und sei's als negative Utopie.

*

Der Schriftsteller W. hat 1965 das Programm einer »realistischen« Literatur formuliert, und das nicht im leeren Raum, sondern als Kommentar zu literarischen Produktionen, die er selbst als Lektor gefördert hatte, auch als Kommentar zu seiner eigenen literarischen Produktion, die bis zu diesem Zeitpunkt erfolgreich vor allem mit Hörspielen gewesen war.

1965 ist das Programm eines literarischen »Realismus« beinahe vollkommen unverständlich gewesen, genauer: es rief so gleich wie automatisch Widerstände hervor, was darauf deutet, daß dies Programm nicht in die literarischen Selbstverständlichkeiten der sechziger Jahre hineinpaßte, sondern den literarischen Basiskonsens verletzte.

Ich will diesen Basiskonsens jetzt nicht rekonstruieren, auch deshalb nicht, weil er sich inzwischen gründlich geändert hat, und zwar durchaus in die Richtung dessen, was dem Schriftsteller W. 1965 als »Realismus« vorschwebte.

Bemerkenswert an diesem Konzept ist, wogegen es sich polemisch wendet. Die Folie, von der sich realistisches Schreiben abheben soll, ist nämlich nichts anderes als die Theorie; dabei dachte der Schriftsteller W. 1965 vor allem an theologische und metaphysische Formulierungsversuche, aber auch an sprachphi-

losophische, wie sie der experimentellen Poesie, für die sich der Literaturkritiker D. interessiert, zugrunde liegen, wie sie von den Protagonisten der experimentellen Poesie jedenfalls immer wieder vorgetragen wurden, wenn sie sich legitimieren mußten.

Realistisches Schreiben – forderte der Schriftsteller W. 1965 – muß davon ausgehen, daß die Allgemeinbegriffe, die Universalmodelle »des Menschen« und »der Welt« die gesellschaftlichen wie die lebensgeschichtlichen Prozesse nicht befriedigend auslegen, daß sie deshalb ihre Geltung verloren haben und zu Ideologien geworden sind.

Diesen Geltungsverlust dürfen Autoren mit dem Programm des Realismus nicht pathetisch beklagen, auch nicht ex negativo zu kompensieren versuchen, durch die Konstruktion demonstrativ sinnleerer Kunstwelten zum Beispiel. Diese Autoren gehen vielmehr davon aus, daß der Zerfall der Universalmodelle ihnen ihr literarisches Material überhaupt erst zur Verfügung stellt: Figuren, die nicht mehr als Illustrationen für solche Universalmodelle vorgeführt zu werden brauchen; Alltagsszenen, die auf den Charakter des Exemplarischen verzichten können; Einzelheiten, bis zu isolierten, unverständlichen Körperempfindungen, die sich einem Modell wie dem der autonomen Persönlichkeit nicht ohne weiteres integrieren lassen, sondern aus ihm herausfallen, von ihm eigentlich sogar unkenntlich, unwahrnehmbar gemacht werden sollten.

Man kann es so sagen: das Schwitzen im Seminar, das der Student R. dann in seiner Kommune als Zeichen dafür zu lesen lernt, wie das bürgerliche Individuum dem Konkurrenzmechanismus unterworfen wird, dies Schwitzen ist nach dem Programm des Schriftstellers W. für realistisches Schreiben ein literarisches Material par excellence, während es für den Studenten R. dann ja ein theoretisches Material par excellence geworden war. Im zweiten Kapitel des Romans, den der Schriftsteller W. 1966 veröffentlicht hat, ist das Schwitzen ein zentrales Motiv; es ist nicht ein Student, der im Seminar vor Angst schwitzt, sondern eine Lehrerin auf dem Weg zur Schule, sie hat auf der Bank Geld abgehoben und kommt zu spät in ihren Unterricht.

Schon von weitem sieht sie, daß der Schulhof leer ist, und sie sagt sich, daß sie das vorausgesehen habe. Sie macht ein paar ungleichmäßige Sprünge, als wolle sie zu laufen beginnen, dann geht sie weiter mit kurzen Schritten, mit stoßenden Knien in dem engen Rock, während sie die Tasche mit dem Geld fest gegen die Seite preßt. Es ist heiß. Die Straße liegt in der Mittagssonne. Vor der Häuserfront ist noch ein schmaler Schattenstreifen, aber sie mag nicht so dicht unter den Fenstern entlanggehen. Sie merkt, wie die Schweißflecken in den Achselhöhlen wachsen, die Kostümjacke wird sie anbehalten müssen während des Unterrichts. Sie ist viel zu warm angezogen, wie gewöhnlich. Dagegen ist nichts zu machen, es passiert ihr immer wieder.

Man kann sagen, es sei auch ein Thema dieser Passage, wie sich der Realismus gegen Allgemeinbegriffe, Schemata verhält. Einmal ist es der Begriff »Lehrerin«, der außer Kraft gesetzt wird; denn zu ihm gehört es, daß die Frau rechtzeitig für den Unterricht zur Stelle ist – weil sie es nicht ist, wird ihr der leere Schulhof in der Vormittagshitze zum Problem, kann zum Material der literarischen Darstellung werden. Der zweite Allgemeinbegriff dagegen ist gewissermaßen ein privater: die Angewohnheit, sich zu warm anzuziehen, die der Frau als ihr allgemeines Verhalten schon bekannt ist. Weil sie dies Schema wieder einmal eingehalten hat, wird ihr das Schwitzen zum Problem, kann das Schwitzen Material der literarischen Darstellung werden.

Wie gesagt: der Student R. lernte 1967 sein Schwitzen im Seminar als Beleg dafür lesen, wie das bürgerliche Individuum auf den Konkurrenzmechanismus reagiert; sein Genosse E. hat den Gedanken an eine literarische Karriere aufgegeben, weil eine solche Karriere doch bloß den bürgerlichen Individualismus befestige, vielleicht sogar der Inbegriff des bürgerlichen Individualismus ist: und als Schriftsteller darf man dann eine ebenso tiefe wie folgenlose Radikalität in der Gesellschaftskritik zeigen, die den praktischen Immobilismus dieser Gesellschaft verschleiern und diesem Immobilismus als Alibi dient, eigentlich den Herrschaftsstrukturen, die den Immobilismus begründen. Und der Germanist L., der sich ja sehr für die Schule, für Schüler und Lehrer interessiert und später selber eine Zeitlang als Lehrer ar-

beitet, der Germanist L. wird jene Passage aus dem Roman des Schriftstellers W., wenn er ihn gelesen hat, ungefähr so interpretiert haben: man sieht, wie der gesellschaftliche Anpassungsdruck diese Lehrerin deformiert hat, wie sie diesen Anpassungsdruck hat verinnerlichen müssen; obgleich sie für ihr Zuspätkommen gute Gründe anführen kann, irritiert sie der leere Schulhof, der ihr das Zuspätkommen anzeigt, der Anpassungsdruck bestimmt ihre Wahrnehmung, dagegen kann sie sich auch durch Nachdenken nicht wehren. Daß sie sich stets zu warm anzieht, das ist als Symbol zu lesen, als Symbol für das Klima des Spätkapitalismus: die Kälte, die das gesellschaftliche Leben durchzieht, läßt die Lehrerin auch an einem heißen Sommertag warme Kleidung anlegen, was zugleich bezeugt, wie im Spätkapitalismus das gesellschaftliche Klima das natürliche überlagert. Und während L. diese Interpretation formuliert, werden sich die Zuhörer fragen, wieso der Schriftsteller W. jene Romanpassage und nicht gleich diese Interpretation geschrieben hat. Später, unter dem Einfluß der KPD-Utopie, würde der Germanist L. diesen Roman daraufhin prüfen, ob er den Kämpfen der Arbeiterklasse nützt – nein, er würde diesen Roman gar nicht lesen, er würde wissen, daß dieser Schriftsteller der Partei nicht nützen kann und will.

Der Schriftsteller W. hat Ende der sechziger Jahre eine Reihe von Essays über das literarische Schreiben veröffentlicht. Allgemein kann man von diesen Essays sagen, daß sie die Argumente diskutieren, von denen der Kommunarde E., der Germanist L. und viele andere überzeugt sind: in jenen soziologischen und sozialpsychologischen Kategorien, von denen der Literaturkritiker D. auf dem Germanistentag 1968 meint, daß sie die protestierenden Studenten zur Verfügung haben, in diesen Kategorien entwickelt der Schriftsteller W. eine Legitimation des literarischen Schreibens. Wenn der Kommunarde E. bezweifelt, daß Schreiben ein abweichendes Verhalten sei, das gesellschaftliche Folgen habe, dann reagiert der Schriftsteller W. darauf also nicht praktisch, mit solchem Schreiben selbst, sondern mit Überle-

gungen in eben den Kategorien, in welchen der Kommunarde E. seinen Verzicht auf literarisches Schreiben zu begründen pflegt.

Die Dimension, auf die es mir hier ankommt, gewinnt dieser Sachverhalt, wenn ich hinzufüge, daß der Schriftsteller W. in diesen und den folgenden Jahren mit seinen Essays bei den Kritikern anscheinend mehr Erfolg gehabt hat als mit seinen Romanen. Wie klug und umsichtig er in seinen Essays die allgemeinen Begriffe handhabte, davon ließ man sich überzeugen.

Ich will nur eine seiner Argumentationen skizzieren, weil sie das Programm des literarischen Realismus, das der Schriftsteller W. 1965 formuliert hat, fortsetzt und das Verhältnis der Literatur zu den allgemeinen Begriffen, den Orientierungs- und Handlungsschemata ausarbeitet.

Der gesellschaftliche Prozeß besorgt eine Schematisierung des Handelns und Wahrnehmens bis in den Alltag hinein. Der Mann, der nachmittags von der Arbeit nach Hause kommt, geht davon aus, daß seine Frau ihn an der Haustür mit einem Kuß begrüßen, daß er ein paar nichtssagende Sätze über den Tag und über die Leute mit ihr wechseln, daß er sich dann mit der Zeitung in den Sessel setzen wird, während sie mit der Vorbereitung des Abendessens fortfährt.

Diese stilisierte Situation teilt noch nicht mit, ob es sich hier um ein Ritual handelt, aus dem sich die Teilnehmer mit ihren Motiven längst zurückgezogen haben, oder um einen regelhaften Vollzug, in dem sich die Teilnehmer gleichwohl befriedigend darstellen, den sie in Übereinstimmung mit ihren Motiven und ihrem Selbstverständnis leben.

Wahrscheinlich ist es ein Ritual, das die Teilnehmer einander vorführen, während sie mit ihren Wünschen und Phantasien aus der sozialen Lebenswelt längst abgewandert sind. Jenseits der sozialen Lebenswelt aber kann dies Wünschen und Phantasieren eine Dynamik entwickeln, die in der Zerstörung oder Selbstzerstörung der Teilnehmer endet. Dann wird der Mann eines Nachmittags nach Hause kommen und seine Frau nicht an der Haustür treffen, auch nicht im Vorraum. In anschwellender

Angst wird er rufend durch die Wohnung laufen und endlich die Frau irgendwo finden: auf dem Fußboden hockend, mit einem starren und verzerrten Gesicht, in einem schizophrenen Schub weit von jeder Ansprechbarkeit entfernt. Diese Katastrophe zerstört auch für den Ehemann die Schemata, denen er in seinem Alltagsleben bislang gefolgt ist. Vielleicht wird er die Möglichkeit realisieren, die ihm diese Katastrophe *auch* bietet, vielleicht wird er diese Zerstörung der Schemata produktiv nützen, sein Alltagsleben und seine Lebensgeschichte neu organisieren lernen. Im Augenblick der Katastrophe jedenfalls steht diese Möglichkeit noch offen.

Die Literatur, die in ihren unteren Schichten, in der Trivialliteratur jenes aus der sozialen Lebenswelt abgedrängte Phantasieren ebenso schematisch befriedigt, wie die soziale Lebenswelt dies Phantasieren schematisch frustriert, unter Einhaltung gewisser Sicherheitsvorschriften freilich – niemals wird Donald Duck auf plausible Weise in den Besitz von Onkel Dagoberts Vermögen kommen –, die Literatur verfolgt in ihren höheren Formen den gesellschaftlichen Zweck, den sozialisierten Individuen jenseits ihrer handlungsorientierenden Schemata alternative Möglichkeiten des Wahrnehmens und Handelns vorzuführen, ohne daß die sozialisierten Individuen Katastrophen wie jener Beispiel-Ehemann erfahren müssen. Als Probehandeln im Medium der Fiktion bewahrt die Literatur Möglichkeiten des gesellschaftlichen und individuellen Lebens, die der praktische gesellschaftliche Prozeß abdrängt und ausscheidet. Damit hält die Literatur die Zukunft des gesellschaftlichen Prozesses offen; sie dient einem Fortschritt, den der gesellschaftliche Prozeß ausschließen möchte, weil dieser Prozeß darauf zielt, die Ungewissheiten der Zukunft zu minimieren. Freilich würde der gesellschaftliche Prozeß erstarren, wenn die von ihm abgedrängten und ausgeschiedenen Lebensmöglichkeiten nicht irgendwo weiterverfolgt würden: eben in der Literatur.

Der Schriftsteller W. hat beim Ausformulieren dieses Konzepts eine eigentümliche Lust am Verwenden von Begriffen ent-

wickelt, die in der eingespielten literarischen Diskussion fremd dastanden, an Begriffen, die ihre eigene Begrifflichkeit durch eine besondere Kälte und Abstraktheit beinahe pathetisch akzentuierten und damit, um es kurz zu sagen, dem Sprachgebrauch des deutschen Bildungsbürgertums beinahe polemisch widerstanden, ohne daß die Argumentation aber aus den Traditionen dieses Bildungsbürgertums hinausgesprungen wäre. 1970 erhält der Schriftsteller W. einen repräsentativen Literaturpreis der Bundesrepublik. In der Rede, die er zu diesem Anlaß vorträgt, skizziert er die Utopie einer Gesellschaft, die jene soziale Funktion der Literatur, qua Simulation Lebensmöglichkeiten offenzuhalten, in sich aufgenommen hat und selbstbewußt realisiert. Der Schriftsteller W. skizziert diese Utopie auf dem Hintergrund einer erstarrten Gesellschaft, die den Lebensprozeß bis in alle moralischen und ästhetischen Einzelheiten hinein schematisiert – es ist nicht ganz deutlich, ob der Schriftsteller W. die gesellschaftliche Situation von 1970 nach diesem Modell versteht.

Eine moderne Gesellschaft wäre dagegen eine, die wie ein entwickeltes kybernetisches System Ultrastabilität besitzt, das heißt, sie muß fähig sein zu lernen, neue Problemlösungen zu finden und sich dabei selbst zu verändern. Das hängt davon ab, ob sie viele neue Informationen aufnehmen und nach neuen Operationsregeln miteinander verbinden kann. Es muß also in ihr möglichst viele Menschen geben, die sich in wechselnde Rollen und Situationen hineindenken können, die in dauerndem Informationsaustausch stehen, die nicht normgebunden, sondern sachorientiert denken, und für die Lernen ein dauerndes Umlernen ist.

*

Ich will die Sache nicht unnötig komplizieren. Unbezweifelbar entstammen die Kategorien, in denen der Schriftsteller W. die gesellschaftliche Funktion des Schreibens darzulegen sucht, ganz anderen Theoriesprachen als die Kategorien, in denen der Germanist L. (und die anderen Protagonisten meiner Darstellung) diese gesellschaftliche Funktion bestreiten. Der Germanist